

Krieg

Der Philosoph Michel Serres versteht sich als Anwalt der Natur

Wenn jemand sagt, dass das Meer die gleichen Rechte haben sollte wie der Mensch, dann ist er entweder verrückt oder Philosoph. Michel Serres geht aber noch einen Schritt weiter. Er fordert, dass es ein internationales Gerichtsverfahren geben muss, bei dem das Meer wegen der Ölpest im Golf von Mexiko gegen das Unternehmen BP vorgehen darf, dass das Meer BP verklagen muss. Repräsentiert von einem Rechtsanwalt kann das Meer so die Rechte einklagen, die BP verletzt hat.

So herum hört sich das, was Michel Serres sagt, natürlich auch nicht im entferntesten verrückt an. Der Mann ist fast 80, einer der berühmtesten Philosophen Frankreichs, er hat Bücher geschrieben, die „Der Parasit“ heißen und „Atlas“. Sein Nachdenken über die Verbrechen des Menschen an der Erde aber hat er in dem Werk ausgeführt, das 1994 in Deutschland unter dem Titel „Der Naturvertrag“ erschienen ist und heute so aktuell ist, dass es vergriffen ist. Jetzt kommt Michel Serres nach Berlin, wo das Haus der Kulturen der Welt ihm am 30. und 31. Juli ein zweitägiges Symposium widmet unter dem Titel „Irrfahrten und Schiffbrüche“. Serres wird sich unter anderem mit Alexander Kluge und Catherine David unterhalten und er wird einen Vortrag halten, in dem er das tut, was Philosophen tun: Er wird den Dingen auf den Grund gehen, in diesem Fall den Beziehungen zwischen Mensch und Natur.

In seinen Büchern behandelt er dieses Thema in letzter Zeit vor allem unter dem juristischen Aspekt. In seinem Vortrag in Berlin nun wird Serres sich den ästhetischen Wurzeln unseres „Krieges gegen die Natur“ widmen, so hat er das genannt. Er hat sogar von einem „Weltkrieg“ gesprochen. „Ich habe immer wieder nach einem Angriffspunkt gesucht“, sagt er am Telefon aus Paris, „ich habe versucht, der vom Menschen so parasitär benutzten Natur eine Stimme zu geben.“ Das ist die „bachantische Musik“, von der Serres erzählt, jene Urmusik, aus der, so Serres, der Mensch seine Musik und seine Sprache genommen hat. Also die Gewitter, der Wind, die Erdbeben, die Schreie der Tiere, die, sagt Serres, „ganz ähnlich sind wie die Schreie der bachantischen Frauen.“ Serres geht also, um unsere gegenwärtige Entfremdung von der Natur zu beschreiben, ganz weit zurück, zu dem Punkt, wo alles begonnen hat – was ein guter Trick ist, um zu zeigen, dass das, was uns zum Menschen macht, wesentlich aus der Natur stammt. Dass der Ursprung unserer Zivilisation nicht von der Natur getrennt ist, sondern unmittelbar verbunden. Dass die Trennung zwischen Mensch und Natur später kam und in mehrfacher Hinsicht künstlich ist. Und wenn das so ist, dann ist das, was im Golf von Mexiko passiert, nicht nur ein Verbrechen gegen die Natur, sondern ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

GEORG DIEZ

NACHRICHTEN AUS MADRID

Es gab in diesen Tagen kein größeres kulturelles Ereignis als die **Verbannung des Stierkampfs** aus der Sieben-Millionen-Einwohner-Region Katalonien – eine auf dem spanischen Festland beispiellose Begebenheit. Kurios, welch Ironie der Kulturkalender dazu bereithält. Just, als die Abgeordneten in Barcelona im **Regionalparlament** zusammentraten, um darüber abzustimmen, eröffnete in kurzer Entfernung das Zentrum für Zeitgenössische Kultur (CCCB) seine Ausstellung **„Por Laberintos“**. Sie ist Labyrinth und gewidmet – und damit auch besonders der Sage des Minotaurus. Doch damit der Ironie nicht genug: In Spanien gingen die **Nationalisten auf die Barrikaden**, weil sie das Stierkampf-Votum als „antispanische“ Bockigkeit interpretierten. Dazu passt, dass die offiziell für die Sprachpflege zuständige Königliche Spanische Akademie die überarbeitete Fassung ihres Wörterbuchs vorlegte. Darin fanden erstmals auch „antiespañolismo“ und „antiespañol“ Aufnahme.

Derweil verabschiedete sich der Balletttänzer und **Choreograph Nacho Duato** aus Spanien. Der bisherige Direktor der Compañía Nacional de Danza (CND) geht nach **Sankt Petersburg**, um die Leitung des Michailowski-Theaters zu übernehmen – als erster Ausländer seit dem 1910 verstorbenen Franzosen Marius Petipa. Der Stolz darüber ging etwas unter in dem Knatsch, den **Duatos Adios** verursachte. Duato ist noch immer gekränkt: Das Kulturministerium hatte ihm bloß einen Jahresvertrag angeboten, nachdem er das Kunststück fertiggebracht hatte, die CND zwei Jahrzehnte lang zu führen. Kunststück deshalb, weil in Spanien üblicherweise nach jeder Wahl sämtliche Führungskräfte ausgetauscht werden. Um künftige Duato-Fälle zu vermeiden, hat das Kulturministerium die Statuten der CND umgestaltet. Ab sofort wird die Vertragslaufzeit eines CND-Chefs auf fünf Jahre beschränkt, im Ausnahmefall um weitere drei Jahre verlängert.

In der zweiten Hälfte 2011 wird im basiskischen Mondragón eine völlig neueigene Universität eröffnet: das **Basque Culinary Center**, an dem man dann einen **akademischen Grad in Gastronomischen und Kulinarischen Wissenschaften** erwerben kann. Dem internationalen Beirat der Uni gehört das ganze Star-System an: Gastón Acurio, Massimo Botura, Michel Bras, Dan Barber, Juan Mari Arzak, natürlich Ferrán Adrià und René Redzepi. Zehn Prozent der Studienplätze werden reserviert sein: für die Kinder einheimischer Fischer. JAVIER CÁCERES

Richter ohne Auftrag

In den Einwanderervierteln deutscher Städte bauen sogenannte Streitschlichter ein paralleles Justizsystem auf, in dem deutsches Recht nicht gilt

Am Beginn der Recherche für diese Geschichte standen Gespräche mit der **Jugendrichterin am Amtsgericht Tiergarten Kirsten Heisig, die heute nicht mehr lebt. Am 3. Juli wurde die Richterin im Tegeler Forst in der Nähe von Berlin tot aufgefunden. Alle Indizien sprachen für Selbstmord, den die zu diesem Zeitpunkt 48-jährige wohl aus privaten Gründen beging. Vorige Woche erschien posthum ihr Buch „Das Ende der Geduld“ (Herder Verlag, Freiburg, 208 Seiten, 14,95 Euro). Darin erzählt sie von ihrer Arbeit als Jugendrichterin in einem Bezirk, in dem die Kriminalitätsrate 40 Prozent über dem Berliner Mittel liegt, in dem jugendliche Straftäter in einem bürokratischen Mahlstrom geraten, und in dem ein System der parallelen Rechtsprechung die Arbeit von Justiz und Polizei erschwert. Weil dieses Buch nun Gegenstand einer aktuellen Debatte in Deutschland ist, haben wir uns entschlossen, die Zitate der Jugendrichterin Kirsten Heisig auch posthum im Text zu belassen. SZ**

Plötzlich horcht Hauptkommissar Claus-Dieter Röchert auf. Er saß lange da, in der Menge, konzentriert, aber ein bisschen gelangweilt, hat sich die Boyband aus arabischen Jungs angehört und einen langen Vortrag. Doch jetzt sagt der Vorsitzende des Islamischen Vereins für wohltätige Projekte, ein aus dem Libanon eingewanderter Muslim namens Hassan Khodro, dass man in Zukunft auch über einen neuen Raum für Streitschlichter verfüge. „Streitschlichtung“, wiederholt Röchert und wiegt nachdenklich den Kopf. Dann geht er zum großen Hän-

„Daran, dass mir der Angeklagte den Oberschenkel gebrochen hat, kann ich mich nicht erinnern.“

deschütteln auf dem Vorplatz der Omar-Ibn-Al-Khattab-Moschee in Berlin-Kreuzberg. Begrüßungen und beflissene Worten werden ausgetauscht.

Die Moschee wird an diesem Tag eröffnet, sie ist groß und prächtig, aber sie nimmt nur einige wenige Räume des gewaltigen islamischen Zentrums ein, das der Islamische Verein für wohltätige Projekte in die Mitte Berlins gebaut hat. In jedem Raum hängen Überwachungskameras. „Die Feuerwehr verlangt das“, antwortet einer, der zum Verein für wohltätige Projekte gehört, wenn man fragt, warum überall alles gefilmt wird. Im Gebäude soll ein Restaurant eröffnen, ein Kindergarten. Und oben ein Raum für Streitschlichtungen.

Röchert sagt: „Es gibt in fast jeder Moschee Streitschlichter oder Moderatoren.“ Der Hauptkommissar ragt aus der Masse heraus, ist breit und groß, er hat keine Haare und um seinen Arm trägt er eine schwere Uhr. Röchert sieht ein bisschen so aus wie jene Film-Cops, die erst zuschlagen und dann nachfragen. Das Gegenteil ist der Fall. Sein Job ist es, zu reden. Mit Quartiersmanagern, Politikern, Imamen, Kriminellen, Familienclans, Schülern, Lehrern. Er ist der Chef der Arbeitsgruppe Integration und Migration bei der Berliner Polizei in der Direktion fünf. Die ist zuständig für Neukölln und da schadet es nicht, wenn man aussieht, wie Röchert. Weil es hier ständig um Respekt geht. Für beide Seiten. „Hier dazustehen ist eine Frage der Achtung, auch vor der Leistung, diese Moschee zu bauen“, sagt Röchert als er zurück zum Eingang des Zentrums kommt. Seine Aufgabe ist es, Präsenz zu zeigen, und dafür zu sorgen, dass Respekt nicht nur ein Lippenbekenntnis bleibt. Respekt für den deutschen Staat zum Beispiel, die Justiz und die Exekutive, für Frauenrechte, oder auch das Recht eines 16-jährigen Mädchens, einen Freund zu haben. Dafür hat Röchert 15 Beamte.

Manchmal ist der Respekt nur geheuchelt. So wie im Fall von Hamid und Ab-

dul. Der 23-jährige Hamid war dabei, als Abdul das Messer in den Rücken gerammt bekam. Derzeit steht er vor Gericht. Hamid stammt aus ärmlichen Verhältnissen in Neukölln. Er möchte hundert Euro, damit er mit einem Journalisten von Angesicht zu Angesicht redet. Es bleibt beim Telefongespräch.

Hamid kann ohnehin über vieles nicht sprechen. Die Sache mit dem Messer sei geregelt, sagt Hamid, auch in Abduls Sinne. Hamid lügt nicht. Vor Gericht hat Abdul sinngemäß gesagt, dass alles halb so schlimm sei und er außerdem nicht wisse, wer ihn gestochen hat. Keiner hat sich so richtig erinnert, wie das Messer in Abduls Rücken gelangte und das Gericht hat am Ende alle freigesprochen.

Ja, sagt Hamid, es gebe einen alten Mann in Neukölln, der hätte den Konflikt gelöst. Und ja, so was kostete Geld. Den alten Mann treffen? Hamid will jetzt 200 Euro, er verspricht, sich umzuheuern. Ein paar Tage später sagt er ab. „Es wäre besser, wir hätten nie geredet.“ Hamid hat Angst bekommen, und deshalb ist sein Name in diesem Text auch geändert. Friedensrichter, die im strafrechtlichen Bereich arbeiten, wollen keine Journalisten treffen, weil sie ganz genau wissen, dass ihre Arbeit illegal ist. Sie lassen sich schon gar nicht von einem Kleinkriminellen zu einem Treffen mit Journalisten bewegen.

Die Richterin Kirsten Heisig kannte das Problem und sie kannte auch den Fall von Hamid und Abdul. Die Berliner Amtsrichterin arbeitete bis zu ihrem Tod Anfang Juli am Amtsgericht Tiergarten, wo sie sich einen Namen als besonders schnell arbeitende Richterin machte, die auch gerne vor Kameras über ihre täglichen Probleme bei der Arbeit sprach.

Wer Kirsten Heisig damals fragte, dem erzählte sie detailliert, wie sie in ihren Verfahren gegen Straftäter aus dem muslimischen Kulturkreis immer wieder an eine Mauer des Schweigens gestoßen war. Bei der Polizei würde unter dem Schock der Straftat noch ausgesagt, erzählte Kirsten Heisig. Aber wenn sie Wochen später als Richterin nachfragte, sei alles längst geregelt gewesen. Sie erzählte, dass dann plötzlich einer da sitze und sage: „Dass mir der Angeklagte den Oberschenkel gebrochen hat, und ich halb verblutet bin, daran kann ich mich nicht erinnern.“ Für Heisig war Ironie eine Möglichkeit, die täglichen Lügen zu bewältigen.

„In den Fällen, in denen geschwiegen wird, kann man nichts machen. Da fließt Geld im Hintergrund. Einer geht in den Knast, das ist dann geregelt, und im Übrigen egal – den Knast kontrollieren die doch auch“, sagt einer in der Berliner Justiz, der sich täglich mit den Problemen befasst, aber seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte.

Die wahren Richter, sagte die Richterin, säßen bei diesen Prozessen auf den Zuschauerbänken. Ihre Möglichkeiten als Vertreterin der Legislative seien beschränkt. „Beugehaft?“, lachte sie in ihrem kleinen Richterzimmer im schmucklosen Amtsgericht. „Das beeindruckt niemanden aus Neukölln.“ Heisig behalf sich auf ihre Art, ließ Polizeibeamten aussagen, die die ursprünglichen Aussagen aufgenommen hatten, vereidigen und versprechen, dass die Aussage nicht unter Druck und legal zustande gekommen war. Das alles bedeutete viel Zeit, Mühe und Nerven für die Richterin. „Man kämpft dann mit und gegen den Unmittelbarkeitsgrundsatz“, sagte Heisig, ihre Methode sei „ein unbefriedigendes Verfahren“ und liefere dementsprechende Ergebnisse. „Es gibt eine relativ hohe Freispruchquote.“

Das ist ja auch der Grund, warum Polizist Claus-Dieter Röchert aufseufzt, wenn er von neuen Räumen für Streitschlichtungen hört. Die Ausbreitung einer parallelen, illegalen Justiz, in der nach muslimisch-religiösen nach kulturell geprägten oder gar nach unter Krimi-



„Räume für Streitschlichtung“ nennt man die inoffiziellen Gerichte, wie in der Omar Ibn Al-Khattab Moschee in Berlin Kreuzberg Foto: Fritz Engel/Zenit

nellen verbreiteten Kodizes geurteilt wird, bereitet ihm große Sorgen.

Dieses parallele Rechtssystem, das sich in Teilen Neuköllns und im Wedding ausgebreitet hat, findet in vielen deutschen Städten Anwendung. Überall dort, wo Muslime in der Mehrheit sind und Integration misslingt. Die Exekutive bilden junge Männer, die im Wortsinn schlagkräftig sind. Legislative und Judikative sind vereint in der Person des Friedensrichters. Seine Legitimation sind die Angst derer, über die er richtet und seine Verbindungen. Friedensrichter sind in Deutschland entweder die Chefs großer arabischer Familienclans oder Imame. Die Frauen blieben zu Hause oder arbeiteten. Der 47-jährige Libanese kämpft gegen Zwangsheirat, Homophobie, Gewalt, Kriminalität und plädiert für Bildung. Er arbeitet in staatlichen Initiativen mit und sagt Dinge, für die Thilo Sarrazin die SPD endgültig verlassen müsste, zum Beispiel: „Achtzig Prozent der Araber in Deutschland wissen nicht, ob

können im Gerichtssaal, die sich jedes Wort aufmerksam merken.“

Doch nicht alle Friedensrichter sind Vertreter eines von Gewalt und Angst geprägten Rechtssystems. Abed Chabaans Wort sind zuckerstü, sie kleben wie Honig. Chabaan ist ebenfalls ein Friedensrichter. Aber er hilft nur bei privaten Problemen, ein Jurist würde sagen: außerhalb des strafrechtlichen Bereichs. Chabaan ist also so etwas wie ein Mediator.

Er spricht mit vielen Frauen, die sich von ihren Männern im Stich gelassen fühlen, und davon gibt es viele in Neukölln. „Die Männer sitzen im Café und betrüben beim Hartz IV“, sagt Chabaan. Die Frauen blieben zu Hause oder arbeiteten. Der 47-jährige Libanese kämpft gegen Zwangsheirat, Homophobie, Gewalt, Kriminalität und plädiert für Bildung. Er arbeitet in staatlichen Initiativen mit und sagt Dinge, für die Thilo Sarrazin die SPD endgültig verlassen müsste, zum Beispiel: „Achtzig Prozent der Araber in Deutschland wissen nicht, ob

das Land einen Kanzler oder einen König hat.“

Für Chabaan ist das parallele Rechtssystem im Migrantenumfeld vor allem ein Bildungsproblem. Er selbst ist 1985 eingewandert, redet nahezu akzentfrei Deutsch und hat sieben Kinder, die alle einen Beruf haben oder zur Schule gehen. Chabaan arbeitet ehrenamtlich als Friedensrichter. Er lebt immer wieder von Arbeitslosigkeit.

Macht ihm die Aufgabe Spaß? „Niemand“, sagt er. „Macht Nerven kaputt.“ Chabaan redet viel und er kritisiert die deutsche Politik für mangelnde Härte, die arabische Bevölkerung Neuköllns für mangelnde Aktivität und Bereitschaft, sich zu integrieren, und am Ende des Gesprächs wartete er keine Sekunde, als er gefragt wird, warum sich denn ein zweites Rechtssystem mitten in Deutschland etablieren könne. „Weil das bestehende System kaputt ist.“

Ganz ähnlich hatte Richterin Heisig geantwortet: „Warum die ein eigenes Rechtssystem aufbauen?“, wiederholte sie nachdenklich die ihr gestellte Frage. „Weil wir sie lassen.“

Bis zu einem gewissen Grad lässt Claus-Dieter Röchert die Menschen in Neukölln tatsächlich tun, was sie möchten. Für Abed Chabaan findet der Polizist im Großen und Ganzen freundliche Worte: „Früher haben seine Arbeit Pfarrer gemacht.“ Erst wenn „am Gesetz vorbeireguliert wird, haben wir ein Pro-

Wer sind diese Männer, die über Leben, Tod und Lebenswege entscheiden?

blem. Solange es darum geht, Gewalttaten zu verhindern, ist das eine gute Sache.“

Doch die Sprüche eines Friedensrichters können auch Gründe für weitere Gewalt sein. „Einmal bat man mich, dass ich mich einschalte“, erinnert sich der im Milieu hoch geschätzte Islamwissenschaftler Ralph Ghabdan. „Es ging damals um Mord, ein Verdächtiger war von der deutschen Polizei verhaftet worden. Doch den Beteiligten war es egal, ob ein Gerichtsverfahren läuft, hinter den Kulissen gab es ganz andere Verhandlungen.“ Ghabdan sagte ab. „Wenn man sich einschaltet, muss man Autorität besitzen“, sagt er. Er aber habe seine Sippe nicht in Berlin, zu wenig Macht im Gefüge der Parallellgesellschaft. Schlussendlich habe jemand anderes die Schlichtung übernommen, „aber der hat falsch beraten.“ Der Bruder des Mörders sei daraufhin umgebracht worden.

Wer sind diese Männer, die über Leben und Tod entscheiden, über Entschädigungen und Lebenswege? Sie zu treffen ist unmöglich. Bei Anrufen in Moscheen wird abgetrinit, dass Imame entsprechende Aufgaben wahrnehmen. Familienclans schotten sich prinzipiell ab, auch wenn nach vielen Gesprächen klar sein muss, dass in bestimmten Moscheen und Familien Friedensrichter Urteile fällen.

Am Ende der Recherche doch noch ein Rückruf aus Neukölln. Am Apparat ist der Sohn oder der Cousin des Clanchefs Hamdine El-Zhein. Dieser Hamdine El-Zhein, das sagen viele in Neukölln, aber auch viele in Polizei- und Justizkreisen, ist einer der wichtigsten Friedensrichter der Hauptstadt. Man müsse dolmetschen, sagt der junge Mann am Telefon. Hamdine El-Zhein spreche kein Deutsch. Ein Termin soll am kommenden Tag vereinbart werden.

Doch dann ruft niemand mehr an. Man wählt selber, meldet sich bei dem mächtigen Verein, hinter dem sich die Familie El-Zhein verbirgt. Schließlich ist ein Familienmitglied am Apparat. „Nein, doch kein Treffen“, heißt es plötzlich. „Der Chef sagt, wir reden mit niemandem. Vergessen Sie die Sache.“

JOHANNES BOIE

Inbrunst in den Vororten

Die Band „Arcade Fire“ ist für ihre ekstatischen Qualitäten bekannt und übertrifft mit ihrem neuen Album „The Suburbs“ sogar die genialischen Vorgänger

Es gibt sicherlich nur wenige amerikanische Bands, die sich anmaßen dürfen, ein Album schlicht und einfach „The Suburbs“ zu nennen. **Arcade Fire** haben das auf ihrem neuen, nun dritten Album gewagt. Die Größe dieses Wagnisses ist deshalb nicht zu unterschätzen, weil sie sich hier an den wahrscheinlich schwierigsten aller mythischen Orte in der amerikanischen Kultur- und Literaturgeschichte gewagt haben. Dass ihnen damit nicht nur ein furioses Album, sondern auch ein schlüssiges Bild dieses Ortes gelungen ist, spricht dafür, dass die Band um das texanische Ehepaar Régine Chassagne und Win Butler es nun mit nur drei Alben in den Kanon der amerikanischen Rockgeschichte geschafft haben.

Streng genommen gibt es für die „Suburbia“ keine korrekte deutsche Übersetzung, weil sie mehr ist, als nur ein Speckgürtel aus Vororten und Dörfern, die vom urbanen Wuchern verschluckt wurden. In den Frühzeiten des modernen Hipstertums waren die Suburbs für die Beats und Hipster der amerikanischen Altraum vom konformen Leben im uniformen Komfort. Das ist er letztlich immer noch. Nur sind die Suburbs längst nicht mehr das große Versprechen der Nachkriegsjahre, sondern für die meisten Mittelschichtamerikaner der Ort ihrer Jugend und Kindheit.

Literatur und Film haben die Suburbia immer wieder kongenial verarbeitet. In den Romanen von Richard Yates, John

Updike und Rick Moody lauerte unter der Oberfläche der heiteren Langeweile der Abgrund der Haltlosigkeit. In den Filmen von David Lynch, Sam Mendes und Todd Solondz geriet die Suburbia schließlich zum buchstäblichen Altraum.

Die Aufarbeitung der Suburbia-Kindheit ist ein jüngerer Genre. Der Schriftsteller Jeffrey Eugenides und Filmemacher wie Richard Linklater und Sofia Coppola haben sich da in den letzten Jahren herangewagt. Und genau in diese Reihe gehört auch dieses neue Album von **Arcade Fire**, weil sie sich dieser Suburbia ebenso doppelbödig wie schillernd nähern. Win Butler ist in der Suburbia von Houston, Texas aufgewachsen, seine Frau in der von Montreal. Sie können also tief aus der eigenen Vergangenheit schöpfen. Und das tiefe Schöpfen liegt ihnen, denn der Kern der Musik von **Arcade Fire** ist eine Form von Inbrunst, die dem Rock zwar nicht fremd ist, die er aber meist nur entlehnt, selten schöpft.

Die Mittel der Rockmusik waren dabei schon immer etwas schlicht. Auch **Arcade Fire** bedienen sich dieser musikalischen Finten. Da sind diese ostinaten Basstöne, die in ganz geraden Sechzehntel- oder Achtelmetren den Grundton halten, während Gitarren und Schlagzeug rhythmisch gleichziehen, und ihre Harmoniewechsel und Dynamiksteigerungen um diese Basstöne herumlegen. **Velvet Underground** spielten mit diesen Mo-

tiven eher zufällig, **U2** haben sie sich eigentlich aus der sakralen Musik geklaut. **The Strokes** die Methode epigonal perfektioniert. So ist eine Blaupause für einen Indierock geschaffen worden, in dem ironische Lässigkeit von einer Inbrunst abgelöst wird, wie man sie sonst aus dem Soul kennt.

Arcade Fire konstruierten aus dieser Blaupause eine vielschichtige, gewaltige

Klangwelt, die vom Gitarren-bestimmten Unisono über die pathetische Hymne bis zur Retro-Synthesizer-Ballade viel abdeckt und doch aus einem Guss bleibt. Es ist diese Gratwanderung zwischen einem Folk-Minimalismus voll eingängiger Melodien und dem Bombast solcher „Walls of Sound“, in der die inbrünstige Emotionalität von **Arcade Fire** so gut funktioniert.



Bei ihren Konzerten erzeugen „Arcade Fire“ eine Intensität, die weit über das Maß hinausgeht, das Rockmusik sonst erreichen kann. Foto: Cityslang

Sie machen es sich dabei nie leicht. Gerade weil sie sich inhaltlich an ein so großes Thema wagen. Schon im ersten Refrain des Albums wird die Stimmung vorgegeben, die das Album dominiert: „Sometimes I can't believe I'm moving past that feeling“ (Manchmal kann ich kaum glauben, dass ich all diese Gefühle hinter mir gelassen habe). Auf dieser erwachsenen Suche nach der eigenen Jugend stoßen sie dann auf ähnliche Abgründe, wie ihre literarischen und filmischen Vorgänger. Hinte der Langeweile und Vorhersehbarkeit lauert bei ihnen die Ahnung von einem Krieg, vom „Suburban War“.

Schon vor sechs Jahren waren auf ihrem gefeierten Debüt „Funerals“ vier Lieder der Vorstand gewidmet. Damals ging es allerdings noch um den von existentieller Angst geplagten Vorstadt-Teenager. Der Tod wurde präventiv als reale Bedrohung der jugendlichen Unschuld inszeniert. Mit der erwachsenen, distanzierteren Perspektive des neuen Albums hat sich die Band ästhetisch und musikalisch neue Möglichkeiten eröffnet. Sie hat die paradoxe Stimmung der ersten beiden Alben überwinden, ohne sich in Nostalgie und Sentimentalitäten zu flüchten. In einem Genre, das sich bisher der Historisierung und damit dem Erwachsenwerden entzog, haben **Arcade Fire** mit „The Suburbs“ ein Reifezeugnis abgelegt, das signalisiert: Reife ist auch im Indierock kein Problem. MARTIN STEMPPHUBER